Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 2

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074022

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBÜHL

Eine Entgleisung

Es gibt nichts Kläglicheres, als das Einrennen von offenen Türen.

In einem Café an der Weinbergstraße in Zürich wurde vor einigen Monaten eine Kitsch-Ausstellung gezeigt. Veranstalter waren zwei Architekten. Es ist sicher nichts dagegen einzuwenden, wenn eine Gaststätte versucht, sich mit einer solchen Veranstaltung etwas Gratis-Publizität zu verschaffen. Und die ganze Angelegenheit ist an sich herzlich unwichtig. Ich habe nur deshalb das Bedürfnis, sie zu kommentieren, weil sie ein – leider typischer – Ausdruck einer Geisteshaltung, respektive Geistesverwirrung, ist, wie man sie nicht selten bei jüngeren Leuten trifft, die als Architekten, Graphiker usw. tätig sind.

Die ersten Kitschausstellungen entstanden in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. Es gab damals sogar Kitschmuseen. Die Veranstalter waren wohlmeinende Leute, erfüllt von den Idealen des Werkbundes. Ein Kriegszug gegen den schlechten Geschmack

Das Ende eines Traumes

Diese Reproduktion eines deutschen Kitschbildes erfreute sich früher grosser Beliebtheit. Solche Erzeugnisse gehören in eine solche Ausstellung

und die damals noch allgemein geschätzten Hausgreuel war an sich durchaus sinnvoll. Allerdings schossen die Volkserzieher, wie das Puristen und Eiferern immer wieder passiert, oft übers Ziel hinaus, und wie die Bilderstürmer waren sie verantwortlich für die Zerstörung von allerlei mehr oder weniger wertvollem Kulturgut. Die Lehrer, die nachher ihre Schüler veranlaßten, solche Kitschgegenstände von zu Hause mitzubringen, damit sie vernichtet werden konnten, zerschlugen bei diesen Aktionen im wahrsten Sinne des Wortes allerhand Porzellan.

Ich habe damals ein solches Kitschmuseum besucht, ich glaube es war in Stuttgart. Viele der dort angeprangerten Gegenstände kann man heute in den Schaufenstern von Antiquaren und in sehr gepflegten Innenausstattungsgeschäften sehen. Da waren zum Beispiel Musikdosen, die heute mit mehreren hundert Franken bezahlt werden, runde Glasbriefbeschwerer, die in guten Exemplaren hundert bis fünfhundert Franken kosten, von denen ganze Sammlungen existieren und deren Herstellung die Murano-Ateliers vor einigen Jahren wieder begonnen haben, farbige große Glaskugeln, welche gerade moderne Architekten mit Vorliebe verwenden, Albumbildchen aus der Spätromantik, Vogelbilder, die nicht gemalt, sondern mit natürlichen Federn geklebt waren, gemalte Gläser aus der Mitte des letzten Jahrhunderts mit der Aufschrift «Für mein Schatz», ja sogar Hinterglasbilder.

Das meiste aber war sicher eindeutig geschmacklos, und es brauchte zweifellos Mut, Dinge als häßlich zu bezeichnen, welche noch überall in Wohnzimmern und Salons zu sehen waren.

Heute ist aber die Situation eine ganz andere. Diese sentimentalen, kitschigen Bilder (in der Schweiz war ein typischer Vertreter Rüdisüli) kann man zwar immer noch antreffen, aber es gibt wohl niemanden, der sie verteidigt. Wer diese Dinge heute angreift, ist deshalb kein mutiger St. Georg, sondern ein Konformist, der sich durchaus im Einklang mit dem bessern Publikumsgeschmack befindet.

Richtig mutig wäre es gewesen, einen gegenwärtigen Kitschier anzuprangern, zum Beispiel einen abstrakten Maler, der bei den offiziellen Kunstkennern allgemeine Bewunderung genießt. Denn Kitsch gibt es immer, zu jeder Zeit und in jeder Stilrichtung, in der Literatur

Erinnerungsblatt an den Tod eines Kindes

Das spätromantische Blatt mit dem schlechten Jugendstilrahmen ist sicher nicht schön, zum mindesten entspricht es nicht unserm heutigen Geschmack. Aber sollte bei solchen Gegenständen nicht die ästhetische Besserwisserei aufhören? Und vor allem ist ein solches Dokument nicht «lustig».

wie in der bildenden Kunst. Gefährlich sind jeweilen nicht jene Kitschier, die auch von den offiziellen Kulturträgern als solche erkannt werden, sondern jene, die sich allgemeinen Ansehens erfreuen.

Die Ausstellung in Zürich hat aber noch eine andere Seite, die weniger harmlos ist. Unter den Kitschbildern sind auch Trauerandenken aufgehängt. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand sich dafür einsetzt, daß auch solche Erinnerungsstücke graphisch einwandfrei gestaltet werden. Aber solche Dinge in einem Café aufzuhängen, damit man darüber lachen kann, ist eine seelische Rohheit sondergleichen.

Es kommt aber noch schlimmer. Unter den Kitschbildern hing auch eine Lithographie von Otto Baumberger, ein Blatt, das als Ausdruck des Widerstandswillens anläßlich des 650jäh-

Erinnerungsblatt an das 650jährige Bestehen der Eidgenossenschaft

Otto Baumberger — er war übrigens Professor an der ETH — versuchte in dieser Litho den Rütlischwur und einige der grossen Gestalten der Schweizer Geschichte heraufzubeschwören — Winkelried, Niklaus von Flüh, Pestalozzi, Tell, Adrian von Bubenberg, General Dufour und Henri Dunant. Baumberger war ein Sucher, der seine Aufgabe nicht leicht nahm. Gerade diese Litho ist ein ernsthafter Versuch, von den bombastischen, unechten patriotischen Darstellungen wegzukommen. Vielleicht ist es aber das Sujet, das den Veranstaltern der Ausstellung kitschig vorkommt.

rigen Bestehens der schweizerischen Eidgenossenschaft geschaffen wurde. Nun, die beiden jungen Architekten, welche die Auswahl trafen, haben jene Zeit der Bedrohung und der Sammlung aller Kräfte nicht als Männer erlebt. Sie waren damals wahrscheinlich noch Schnuderbuben. Aber es ist Ausdruck einer peinlichen Überheblichkeit, sich über solche ernsthafte vaterländische Dokumente lustig zu machen. Otto Baumberger, der letztes Jahr starb, war ein durchaus seriöser Künstler. Er half in seinen jüngern Jahren durch sein Können und seine neuartigen Schöpfungen den Ruf des Schweizer Plakates begründen. An der Landesausstellung 1939 faszinierten seine Fresken aus der Gründungszeit der Eidgenossenschaft unzählige Besucher.

Die Schafe im Wolfspelz

«Der Anschein eines besonders günstigen Angebots kann hervorgerufen werden, wenn ein Buch, welches das Ehe- und Liebesproblem ausschließlich von einer ethischen Warte aus behandelt, in einer Weise zum Kauf angeboten

wird, als habe es einen pikant-erotischen oder sogar pornographischen Inhalt.» (Urteil des Bayrischen Obersten Landesgerichts zu § 4 Abs. 1 des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb vom 30. April 1958.)

EIN höchst amüsanter Tatbestand, der übrigens häufiger ist, als man denkt.

Die gleiche Irreführung ist nämlich auch in der Schweiz gar nicht selten, zwar nicht bei Büchern, aber bei Filmen.

Man wirft den Besitzern der Lichtspieltheater häufig vor, sie würden immer wieder Filme zeigen, welche die sexuelle Leidenschaft aufpeitschten. Das mag gelegentlich vorkommen. Viel häufiger ist aber der Fall, daß ein durch und durch moralischer Streifen so angepriesen wird, als ob es sich um ein höchst lasterhaftes Stück handle. Heißt der englische Originaltitel «The Italian summer», so lautet die deutsche Übersetzung vielleicht «Liebe zu dritt», obschon das dargestellte Dreieckverhältnis erstens gar nicht im Mittelpunkt des Geschehens und außerdem ganz unschuldiger Art ist. Man spielt also die Rolle eines Schafes im Wolfspelz. Man verstößt gar nicht gegen die Moral, aber man tut dergleichen.

Kurz und gut, man treibt unlauteren Wettbewerb, indem ein Film, den man jedem Jugendlichen zeigen könnte, als ein sogenannter starker Film angepriesen wird, wie der Fachausdruck lautet.

Ihr habt einen anderen Geist als wir

Die Hirten

Sie haben vor der Krippen
Aus runden Augen geschaut.
Sie stießen sich stumm in die Rippen.
Einer hat sich gekraut,
Einer drückte sich gegen die Wand,
Einer schneuzte sich in die Hand
Und wischte sich über die Lippen.

DAS ist eine Strophe aus einem in einer schweizerischen Zeitschrift abgedruckten Gedicht von Werner Bergengruen. Ein sehr geschickt gemachtes, möglicherweise sogar poetisches Gedicht, aber es liegt ihm eine Menschenbetrachtung zu Grunde, die wir ablehnen. So verhalten sich zweifellos die Hirten in Deutschland, die in Krippenspielen auftreten, vielleicht sogar die wirklichen Hirten, sofern es noch solche gibt.

Auch bei uns spielten die Hirten, wie im alten Israel, eine große Rolle. Sie waren sogar maßgebend bei der Gründung der Schweizerischen Eidgenossenschaft beteiligt. Aber das waren nicht ängstliche Untertanen. Sie stießen sich nicht wie Primarschüler stumm in die Rippen, wenn sie ergriffen waren.

Das undemokratische England

«Die Hendersons hatten Dora Friedberg in Kitzbühel im Winter vor dem Anschluß kennengelernt. Sie hielt sich mit ihrer Mutter im gleichen Hotel auf. Frau Friedberg war eine Frau von distinguiertem Äußern, und Frau Henderson, die solchen Dingen Beachtung schenkte, war nicht erstaunt zu vernehmen, daß sie aus einer guten Familie stammte. Sie sprach wenig von ihrem Manne, einem Rechtsanwalt, und Frau Henderson erriet, daß er zu einer Klasse gehörte, die unter der ihrigen stand. Sehr wahrscheinlich war sie nach dem Untergang des alten Österreichs froh gewesen, einen Mann zu heiraten, der ihr Sicherheit bot.»

Aus einem englischen Roman.

«Gut, daß ich Sie sehe, Köchin», sagte Lady Norton mit gewinnendem Lächeln, «ich wollte Ihnen nur sagen, daß das Diner heute abend nicht stattfindet . . .»

Aus einem anderen englischen Roman.

MAN hat im Zusammenhang mit der geistigen Landesverteidigung oft darauf hingewiesen, wie zersetzend der durchschnittliche deutsche Unterhaltungsroman, wie er vor dem Krieg tonnenweise bei uns verschlungen wurde, auf unkritische schweizerische Leser wirkte. Die Helden und Heldinnen der damaligen Bestseller waren in der Regel Grafen und Komtessen oder zum mindesten Gardeoffiziere. Die Personen, die nicht zu den herrschenden Schichten gehörten, wurden nur als Staffage verwendet, als «wackerer Alter», «gute Frau» usw., aber niemals ins Rampenlicht gestellt. Bauern

hatten entweder kernig zu sein oder dann die Nebenrolle eines Hanswurstes zu spielen.

Die englische Literatur, die sich gegenwärtig bei uns so großer Beliebtheit erfreut, ist zwar sympathischer, aber auf ihre Art in der Regel ebenso undemokratisch. Auch in jenen Büchern, die nach dem Gewicht gewogen werden, nimmt man die Menschen, die nicht über ein bestimmtes Einkommen verfügen, grundsätzlich nicht ernst. Die Liebe der Tochter des feudalen Lords ist eine höchst romantische Angelegenheit, der man Hunderte von Seiten widmet, die Liebe eines Küchenmädchens bietet höchstens Anlaß zu ein paar humoristischen Bemerkungen.

Die Menschen, die den Lieferanten-Eingang benützen müssen, bilden eine Welt für sich. Sie wird manchmal mit liebevoller Ironie dargestellt, aber immer unter der selbstverständlichen Voraussetzung, diese «einfachen Leute» hätten grundsätzlich ein anderes, viel weniger differenziertes Seelenleben als die obern Klassen.

Die meisten Schweizer vergegenwärtigen sich viel zu wenig, daß England auch heute noch zwar in vielem ein vorbildliches und sehr humanes, aber ein undemokratisches Land ist. Großbritannien ist wohl politisch eine Demokratie, gesellschaftlich aber, im Gegensatz zur Schweiz, in keiner Weise.

In England ist es deshalb üblich, daß eine Köchin nicht mit ihrem Namen und nicht mit ihrem Vornamen, sondern einfach mit Cook, Köchin, angeredet wird. Bei uns hingegen ist es selbstverständlich, daß auch jene Mitbürger, die sich in bescheidener Stellung befinden, Anspruch auf den gleichen Respekt haben, und nur kleine Kinder begrüßen deshalb bei uns Herrn Zumbühl, der die Milch bringt, als Milchmann – und niemand sagt zu Fräulein Emma «Gueten Abig, Chöchi».

Die Zukunft hat schon begonnen

WENIGSTENS beim Schweizerdeutschen, aber es ist leider eine Zukunft, die aus dem Dialekt mit der Zeit eine Sache der Vergangenheit machen könnte.

Bekanntlich ist in unseren Dialekten im Gegensatz zur Schriftsprache die Zukunftsumschreibung mit «werden» nicht gebräuchlich. Den Ausdruck der Zukunft übernimmt in der Regel das Präsens, meist in Verbindung mit Hilfsadverbien, die in die Zukunft weisen. Immer häufiger hört man aber die aus dem Hochdeutschen übernommene Verwendung der Zukunft.

Statt «*mer redet dänn moorn drüber*» hört man «*mer werdet dänn moorn drüber rede*». Statt «*wänn nimt daas emaal es Änd*» «*wänn wird das emaal es Änd nee*», statt «*de Chrieg gaat na lang*» «*de Chrieg wird na lang ga*».

Die gleiche Entartung zeigt sich beim Gebrauch der sogenannten Vorzukunft. Für diese tritt im Dialekt immer das Perfekt ein. «Das werden wir bald herausgefunden haben» heißt auf Zürichdeutsch: «*Das hämer bald usegfunde*» und nicht: «*das werde mer bald usegfunde ha.*»

Eine besonders unerfreuliche Entwicklung, die in den letzten Jahren Platz gegriffen hat, ist auch das Verschwinden der in den meisten Schweizer Dialekten gebräuchlichen e beim Gebrauch der dritten Person des Präsens. Statt «*er tanzed*» oder «*er tuet tanze*» sagt man «*er tanzt*», statt «*er lueget*» sagt man «*er luegt*».

Solche grundlegende Entartungen sind viel gefährlicher als das Verschwinden einzelner Wörter wie zum Beispiel *Binätsch* (Spinat) oder «*Karfiol*» (Blumenkohl).

Me mues halt rede mitenand

ES ist merkwürdig, wie häufig auch in unserer überbetriebsamen Zeit oft etwas ganz Wesentliches unterlassen wird, nämlich daß man miteinander redet.

Anläßlich meiner Vorträge über das Thema «Wie die Wohngemeinde zur Heimat wird», komme ich hie und da in Berggemeinden, die seit Jahrzehnten an Entvölkerung leiden. Dabei muß ich die merkwürdige Beobachtung machen, daß man in sehr vielen Fällen überhaupt noch nicht auf die Idee gekommen ist, einmal zusammenzukommen, um zu besprechen, was sich gegen diese Abwanderung tun ließe. Weder die Bürgerschaft als Ganzes, noch der Gemeinderat, noch die Vereine haben dieses Problem auch nur ein einziges Mal diskutiert.